

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 7

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schatulle

Heute wird der gefasste Vortatz in die Tat umgesetzt! Heute wird Ordnung gemacht! Tatenfroh steige ich die Bücherleiter hinauf und angle mir Grossmutter's japanische Lackschatulle herunter. Würde und Anmut strahlt sie aus, glänzt mit gediegener Patina vornehm vor sich hin. Aber dieser Schein trügt, und das

Von Suzanne Geiger

weiss ich allein. In ihr wohnt nämlich das Grauen, das bare Chaos. Wohl wischte ich ab und zu liebevoll mit dem Staubtuch darüber weg, ihren Deckel jedoch lüftete ich nur kurz, um ein Kinkerlitzchen mehr in Hast und Zeitnot in sie hineinzustopfen. Die Schatulle schluckte lautlos alles, Schönes und Hässliches, Wichtiges und Unwichtiges, deckte alles Unordentliche gnädig

zu und spiegelte gelassen falsche Tatsachen vor.

Hätte ich sie in diesem Zustand weitervererben müssen, hätte ich mich zu Tode geniert – wenn dieser Ausdruck noch am Platz gewesen wäre. Ich höre meine Kinder zueinander sagen: Schau dir das an, und uns hat Mutter immer dringlich zu Ordnung und Reinlichkeit angehalten! – Aber das soll mir nicht passieren, mir nicht. Komm, du Büchse der Pandora, ich will das «Unheil» abwenden.

Den Esstisch habe ich abgeräumt, für Wertloses den Sack bereitgestellt. Bis zum Mittagessen verbleiben mir ein paar Stunden. Frisch mache ich mich ans Werk: die Guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen. Drei weisse Reissnägel kommen in die linke Ecke, die goldenen darunter, daneben die Heftklammern, die Photos in die Mitte, Zeitungsausschnitte weg, ebenso die vergilbten Kochrezepte.

Das erste Milchzähnen der Tochter, das in Watte eingebettet, betrachte ich lange – ein kostbares Fundstück. Ich sehe, als wäre es gestern gewesen, die Erst-

klässlerin vor mir sitzen, sehe, wie eine Träne über ihre Wange rinnt und auf dem Pulloverärmel zerplatzt. Wie schnell damals noch getröstet, wie rasch ein Lächeln hervorgezaubert werden konnte! Später war es schwieriger, Tränen zum Versiegen zu bringen ...

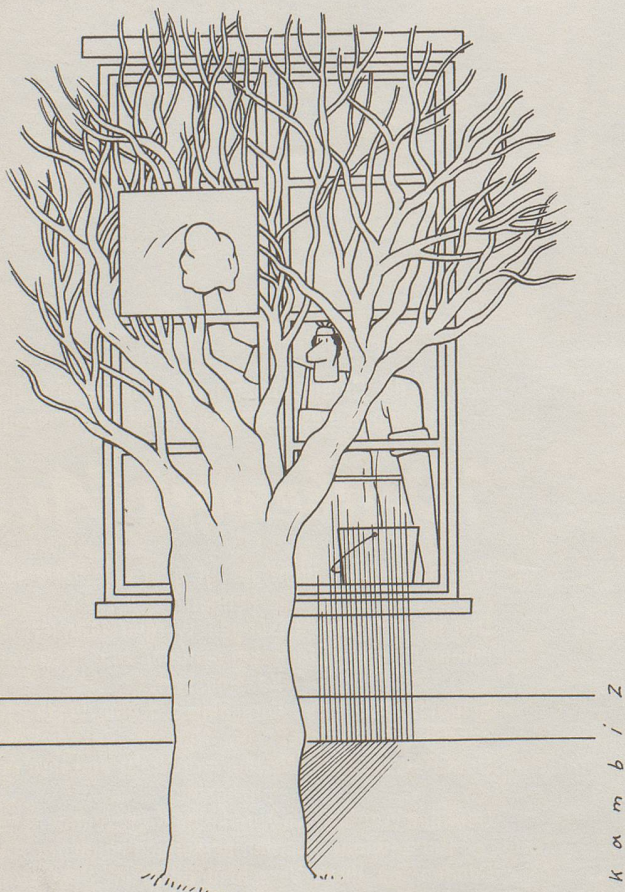
Ich lege das Zähnchen zu den beiden zarten hellblonden Haarbüschelchen, die ich zuvor in durchsichtige Plastiktäschchen gesteckt und angeschrieben habe. Mir wird ganz wohl zumute ob meines löblichen Tuns. Gümmeli, Heftpflaster, Bleistiftstummel gleiten in den Sack, ebenso die alten Ansichtskarten. Halt, das ist doch Onkel Ottos schwungvolle Unterschrift. Ich sehe ihn vor mir, wie er, der gewesene Buchhalter, vor dem Ansetzen der Feder in der Luft übt, dreimal mit geschlossenen Augen die Hand kreisen lässt und erst dann seinen «Otto» mit Schwung hinsetzt. Ich fische die Karte wieder heraus, beschliesse, eine Schachtel mit «alte Ansichtskarten» zu beschriften, und summe vergnügt vor mich hin. Da läutet das Telefon: eine alte, liebe Bekannte. Wir schwatzen erfreut drauflos. Ich

schildere ihr mein Treiben und werde gebührend dafür gelobt. Wir kommen vom Hundertsten ins Tausendste; solche Gelegenheiten müssen ausgekostet werden. Früher rümpfte man noch die Nase, heute weiss es jeder: Solch einfache Schwätzchen ersetzen den teuersten Psychiaterbesuch.

Beglückt gehe ich wieder an die Arbeit. Ein schneller Blick auf die Uhr lässt mich erstarren: beinahe zwölf – und um halb eins sollte das Mittagessen auf dem Tisch stehen.

Was tut die kluge Frau? Blitzschnell überlege ich. Kurz entschlossen packe ich dann die Schatulle und wische mit der flachen Hand die Sachen und Sächelchen, die Kinkerlitzchen schön sachte, eines nach dem andern, an ihren alten Ort, rüttle ein wenig, damit der Deckel zuklappt, und stelle die Geduldige an ihren Platz zurück – in Hast und Zeitnot, wie ich bin.

Ich gelobe, sie allernächstens erneut herunterzuholen.



Der Hut und der Mann auf der Strasse

Laut Zeitungen und Fernsehen muss fast täglich jemand «den Hut nehmen», irgendein Prominenter. Was ist das für ein Hut, und wie weiss man gegebenenfalls, wo man ihn nehmen muss? Hängt etwa in der Garderobe eines jeden Etablissements, das auf sich hält, «der» Hut? Eines Tages sieht also die Gemahlin auf dem Haupt ihres Angetrauten zu ihrer Verblüffung statt des üblichen Bérêts oder der Pelzmütze «den» Hut. Wenn der Gatte bisher seine Lockenpracht oder das Gegenteil davon unbedeckt zur Schau getragen hat, wird es noch spannender. Inwieweit sich «der» Hut von gewöhnlichen Kopfbedeckungen unterscheidet, ist mir nicht bekannt; er ist und bleibt mir ein Rätsel.

Rätselhaft ist auch das Wesen, das zwar mit dem genannten Hut nichts zu tun hat, aber täglich in den Medien auftaucht. Sobald politische oder soziale Probleme

im Gespräch sind, wird es bemüht. Das Wesen scheint eher unterdurchschnittlich begabt zu sein, weshalb jeweils bei schwierigeren Fragen auf seinen mangelnden Intellekt hingewiesen wird. Es handelt sich um den «Mann auf der Strasse». Unbeweibt, einsam soll er sich dort aufhalten. Eigenartigerweise bin ich ihm noch nie begegnet. Was ich auf der Strasse zu sehen und zu hören bekomme, sind bei Tag pressluftbohrende Arbeiter und hupende Automobilisten, zum Geschäft eilende Angestellte, Einkaufstaschen tragende Frauen und lärmende Kinder, bei Nacht krakeelende Pintenbesucher. Sie alle wohnen in Häusern und nicht auf der Strasse. – Muss man sich eine Art Yeti vorstellen?

Isabella

Auf den Leim gegangen

Einst begann die Saison der Tourenskifahrer im März. Jetzt kleben die «Angefressenen» die Felle schon im Dezember an ihre Ski. Bald wird man bereits im September die ersten Touren-

gruppen auf einem Firnfeld Spitzkehren üben sehen!

«Kleben» habe ich geschrieben. Wer «in» ist, weiss Bescheid. Für die anderen erkläre ich den Vorgang mit einer Episode:

Die ersten Skifelle erhielt ich – viele Jahre ist's her – von meinem Toggenburger Onkel. Es waren abgenutzte, echte Seehundfelle zum Anschnallen. Meine Ski hatten selbstverständlich Kabelzüge; so lief es sich mittelprächtig.

Später kamen künstliche Felle (aus Naturfasern) auf. Dann gab es als grosse Neuerung Trima-Felle. In ihrer Mitte fanden sich kleine Schienen, deren Gegenstücke in den Rillen der Ski montiert wurden. Super war das, ein Laufvergnügen! Aber die Rillen in den Ski wurden immer flacher, für Schienen war da kein Platz mehr, deshalb kehrte man zum altbekannten Anschnallen zurück. Bis vor einigen Jahren der grosse Hit auf dem Markt erschien: Klebefelle! Sie sind mit einem Kontaktleim beschichtet, der am Skibelag haftet. Auf dem Gipfel reisst man die Felle weg, presst sie schön zusammen und versorgt sie bis zum nächsten Gebrauch. Vorerst war ich skeptisch, beobachtete meine «Haftfell-Kameraden» – und liess mich überzeugen.

Da meine Anschnallfelle beinahe neu waren, wagte ich es, sie nach der Aussage eines Sportartikelverkäufers problemlos – selbst zu beschichten. Der mit Zeitungen belegte Küchentisch erwies sich als zu klein. Also hopp hinauf auf die längste verfügbare Fläche: das Cembalo. Auch das war ein Fehlversuch. Beim Leimen verrutschten die Felle. Also in den Keller damit, sorgfältig hinuntertragen, die Hobelbank abräumen, mit Zeitungen belegen, die Fellenden einspannen und mit einem alten Malerpinsel beleimen. Ich schaffte es, mehr Leim auf die Felle als an die Hände zu bekommen. Herrlich! Voller Stolz besah ich mein Werk: Sauber bestrichene Steigfelle, bereit, nach einer Trocknungsnacht eine neue Schicht entgegenzunehmen. Befriedigt verbrachte ich die Stunden, bis ich Zeit fand weiterzuwerkeln.

Gut gelaunt ging ich den Keller. Dort helles Entsetzen: Die zum Überwintern auf dem Fenstersims oberhalb der Hobelbank stehenden Geranienstöcke lagen zum Teil oder ganz auf meinen Fellen. Natürlich war dies das Werk unserer neugierigen, überall herumspazierenden Katze! Erde, Stengel, Blätter und Tonscherben

klebten auf dem Belag. Der Leim war zäh. Aber ich war noch zäher! Mit Messer, Zange, Schaber, Pinzette entfernte ich alles Unerwünschte. Resultat: total verleiimte Hände und ansehnliche Felloberflächen, bereit zum neu Beleimen. Was ich tat. Danach schloss ich sorgfältig Fenster und Türen.

Später lief ich mit meinen selbstgeleimten Fellen auf allen möglichen Hügeln herum, bis der «Pelz» abgenutzt war.

Dem braven Tourenfahrer ins Büchlein: Leime deine Felle nie unter Geranienkistchen – zum Ausbessern reicht das geschlossene Cembalo vollkommen.

Lilo Schmidt

Frust heiligt die Mittel

Danken, als eine der einfachsten Verhaltensregeln, fällt einigen Menschen offenbar besonders schwer: Eine Frau mit betont gesellschaftlichen Ansprüchen wünschte sich ein «standesgemässes» Geschenk von Freunden, die es zu machen sich leisten konnten. Es wurde gekauft, verpackt, geliefert. Dann verging eine recht lange Zeit. Der vielgesichtige Zufall liess Dame und Spender unerwartet zusammenkommen. Besagter Zufall, manchmal ein windiger Geselle, wählte dazu Tag und Stunde, an dem der Geschenkgeber über Laune war. Der Dame ansichtig, geriet er in eine noch gereiztere Stimmung. Nach einigen Begrüssungsfloskeln fragte er sie, ob sie das Geschenk erhalten habe, sie habe seither nichts mehr von sich hören lassen. Der Ton entsprach der Stimmung. Weder Röte noch Verlegenheit huschte über das Gesicht der Angesprochenen: Ach ja, doch, es habe ihr gefallen. Es folgte ein Dankeschön, das in seiner Kraft an welches Laub erinnerte.

Diese alltägliche Geschichte endete in einem währschaftigen Ehestreit, da der unbedankte Spender, der auf Manieren hielt, seine eher grosszügige Art, wenn er sich ausgenützt fühlte, in Pedanterie verwandelte. Die Gattin fand das Vorkommnis der Rede nicht wert, und da sie auf Mediationskurs segelte, sagte sie schlicht: Aber man muss doch tolerant sein!

Der sprichwörtliche Tropfen, der das Fass zum Überlaufen

bringt, fiel. Die Ursache des Streits verlor sich in immer weitläufigeren Debatten. Aufgestaut, wie es sich in jeder Gemeinschaft sammelt, brach durch. Es kam zu stürmischen Auseinandersetzungen, beendet einerseits mit klarem Zuschlagen der Türe, andererseits mit einem trostlos schenkenden Anruf.

Die Fortsetzung der Story war vorprogrammiert. Die einst grosszügig Beschenkte, weiterhin Ahnungslose, lud telefonisch zu einer Party ein und geriet, vom Zufall gemanagt, an den Herrn des Hauses. Er säuselte bösartig-charmant, man habe keine Zeit für Parties, wo jeder nur herumstehe, um gesehen zu werden. Er habe einen Spiegel, und der genüge ihm. Sprach's – und hängte auf.

Er geniesst seinen Sieg, während die Ehefrau brav weiterlügt, einer Schuldigen gegenüber, die noch immer nicht weiss, was sie verbrochen hat.

Manche lernen es halt nie.

Ellen Darc

Der Mitmensch

Es blieb noch geraume Zeit bis zur Abfahrt des Anschlusszuges. Also nahm ich die Rolltreppe hinunter in die schöne Scheinwelt des Shop-Villes des grossen Bahnhofs. Vor den Sprügli-Schautafeln blieb ich stehen, nicht um der süssen Verlockungen willen, sondern wegen des elenden Häufleins Mensch, das dort auf dem kalten Boden sass, mit hängenden Schultern, den Kopf tief gesenkt. Aus dem Riss in der dünnen Hose schaute das Knie, neben ihm stand die Flasche Bier. Er mochte 18, 19 sein, kaum der Kindheit entwachsen,

schon an unserer herrlichen Welt gescheitert. Da er meist döste und nur hie und da mit glasigen Augen aufblickte – Alkohol plus Drogen? –, nahm ich, in gebührendem Abstand, die Kamera, um das erschütternde Bild festzuhalten. Für ansprechbar hielt ich den Burschen nicht, oder war ich nur zu feige?

Das Blitzlämpchen des altmodischen Apparates, das letzte, versagte, und zurückblickend schickte ich mich an, weiterzugehen. Da stoppte plötzlich ein junges Mädchen bei ihm, frisch wie ein Maimorgen mit seinem runden, gesunden Gesicht und dem kurzen, schwarzlockigen Haar. Eh ich's mich versah, liess sie sich neben ihm auf den nackten Boden fallen, sass da im Schneidersitz, ganz wie er, und der Nicht-Ansprechbare war plötzlich wach. Sie lachte ihn an, sprach heiter auf ihn ein, eine Schwester, ein Kamerad, ohne erotisches Flair. Auf ihrer Jutetasche stand «Hunger ist ein Skandal», und daneben steckte eine Plakette von Amnesty International. Ich blieb unauffällig in der Gegend, hörte, wie sie sagte, er sei fotografiert worden, vom Versagen der Kamera nichts wissend. Mehr war nicht zu verstehen im Kommen und Gehen der vielen Menschen.

Als es Zeit wurde, zu den Zügen hinaufzufahren, blickte ich mich noch einmal um. Sie sass immer noch neben ihm, ihre Hand fuhr ihm ins strähnige Haar. Er war für den Moment meiner grössten Sorge enthoben, aufgehoben bei einem Mitmenschen.

Eva Jung

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Moralpredigt

(Nebelspalter Nr. 3)

Liebe Annemarie Amacher
Deine Geschichte mit den Erfahrungen als «Ausländerin» in Bern amüsierte mich, sie ist aber auch bedenkenswert. Von der Ostschweiz nach Bern zu fahren, ist tatsächlich ein schwieriges Unterfangen. Noch schwieriger dürfte es sein, aus dem SVB-Verkehrsplan zu ersehen, dass zum Bärengraben kein Tram, sondern der 11er Bus fährt!
Ich finde es schade, dass Deine

Erzählung nicht einen Abschnitt früher endet. Mit unserer (Berner) Intelligenz ist es manchmal nicht weit her, sie reicht aber aus, um zu wissen, dass wir alle in Schriftdeutsch unterrichtet wurden und die Schweiz viersprachig ist. Als «Bergbauer auf seinem Heimtli» weiss ich sogar, weshalb mich Gotthelfs Schriften langweilen: Jeder seiner Geschichten folgt eine Moralpredigt. Die Fähigkeit zur Eigeninterpretation wird dem Leser dadurch abgesprochen.

Hans Burkhalter